

Worte der Hoffnung - Teil 10

Ein Denar für jeden

Über die größere Gerechtigkeit Gottes



public domain

Ein Spitzenverdiener

Einen Schilling und fünfzig Groschen pro Heilige Messe, vier Schillinge für ein Begräbnis: das haben wir damals in den Siebzigern als Ministranten verdient. Hochzeiten hat normalerweise der Brautvater bezahlt, ganz nach eigenem Ermessen. Da war die Entlohnung dann ohnehin meistens fürstlich. Ich war ein eifriger Ministrant und schon damals notorischer Frühaufsteher. So habe ich meine Dienste nicht nur an den Sonntagen verrichtet, sondern häufig auch unter der Woche bei den Morgengottesdiensten. Jeder Ministrant hatte ein kleines Heftchen, in das er jeden Dienst eingetragen hatte, was der jeweil zelebrierende Priester unterzeichnen musste. Alle paar Monate kam es dann zur Auszahlung. So weit ich mich erinnern kann, zählte ich damals zu den Spitzenverdienern. Da ich sehr oft ministriert habe, konnten das manchmal sogar über hundert Schilling sein - damals war das gar nicht wenig Geld. Jene Ministranten,

die nur ab und zu kamen, erhielten vergleichsweise weniger. Es war eben ein gerechtes System, und jeder hat das so akzeptiert. Ob es pädagogisch wertvoll und richtig war, für diese Dienste Geld zu bezahlen, darüber habe ich mir damals nicht den Kopf zerbrochen. Das Denken in den Kategorien der Verdienstgerechtigkeit war mir ja auch aus meiner Glaubenswelt nicht unbekannt. Immerhin habe ich damals noch öfter von älteren Leuten gehört, man müsse „Verdienste für den Himmel“ sammeln. Je mehr man sammelt, desto weiter oben würde man an der himmlischen Tafel sitzen. Es gab auch jene, die sich bewusst waren, dass sie da nicht viel vorzuweisen hatten, und die hofften, im Himmel wenigstens ganz unten noch irgend ein Winklerl zugewiesen zu bekommen. Menschlich ist diese Haltung und sind solche Gedankengänge gut verständlich. Aber verhält es sich mit dem Himmel wirklich so? Jesus hat den Jüngern dazu ein verstörendes Gleichnis erzählt.

Was haben wir davon?

Einmal kam ein junger reicher Mann zu Jesus und fragte ihn, was er tun müsse, um das ewige Leben zu gewinnen (vgl. Mt 19, 16). Als Jesus ihm das Angebot machte, nicht auf ein ewiges Leben nach dem Tod zu warten, sondern schon jetzt in das Reich Gottes hineinzugehen, da ging dieser Mann traurig weg. Denn Jesus hatte ihm vorgeschlagen, seinen Besitz zu verkaufen, das Geld den Armen zu geben und dann mit ihm und seinen Jüngern zu ziehen. Das hat dieser Mann nicht geschafft. Jesus sagt daraufhin etwas, was sogar die Jünger in Schrecken versetzt: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt“ (Mt, 19, 24). Die Jünger verstehen Jesus falsch und denken erst recht in die verkehrte Richtung: „Wer kann dann noch gerettet werden?“ Wenn man sich den Himmel so schwer verdienen muss, wie kommt man überhaupt hinein, wer kann das schaffen? Jesus tröstet

die Jünger zwar mit den Worten, dass das, was für Menschen unmöglich ist, für Gott möglich ist. Aber Petrus, der immer noch nicht verstanden hat, worauf Jesus hinaus will, weist auf seinen Einsatz und den Einsatz der anderen Jünger hin: „*Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was werden wir dafür erhalten?*“ Petrus denkt immer noch nach dem Muster des Handels: Wir haben alles gegeben, was gibst du im Austausch dafür? Jesus beruhigt die Jünger zunächst in einer Weise, die sie - und wir - gut verstehen und akzeptieren können: Hier in dieser Welt, werden sie ein Hundertfaches für alles erhalten, was sie verlassen haben, und dann auch noch das ewige Leben erben (vgl. Mt 19, 28-29). Damit sind wir zufrieden. Aber dann setzt Jesus nach und sagt: „*Viele Erste werden Letzte sein und Letzte Erste*“ (Mt 19, 30). Mit diesen Worten leitet Jesus jene Geschichte ein, die für viele von uns bis heute nicht ganz leicht zu verdauen ist. Es ist eine Geschichte, die uns von der ganz anderen, größeren Gerechtigkeit Gottes erzählt.

Die Arbeiter im Weinberg

„*Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsbesitzer, der früh am Morgen hinausging, um Arbeiter für seinen Weinberg anzuwerben.*“ (Mt 20, 1) - So beginnt Jesus die ungewöhnliche Geschichte. Der Beginn enthält dabei eine kleine Besonderheit, die nur dem Geschichtskundigen auffällt. Normalerweise wurden die Tagelöhner vom Verwalter eines Gutes angeworben, nicht vom Gutsbesitzer selbst. Die Arbeit im Weinberg muss dem Gutsbesitzer also sehr am Herzen liegen, sodass er selbst diese Aufgabe übernimmt. Er einigt sich mit den Arbeitern auf einen Denar Tageslohn. Das war für die damalige Zeit ein guter und gerechter Lohn. Es war der Betrag, den ein Arbeiter pro Tag für sich und seine Familie zum Leben gebraucht hat. Nicht alle Gutsbesitzer haben ihren Arbeit-

tern den vollen Lohn bezahlt. Manche haben buchstäblich nur Hungerlöhne ausbezahlt. Nicht so der Gutsbesitzer in diesem Gleichnis. Deshalb sind die angeworbenen Arbeiter mit dem ausgehandelten Lohn auch einverstanden und zufrieden. Für einen Tagelöhner ist es ein guter Tag, wenn er überhaupt gebraucht wird. Für diesen Tag also ist gesorgt, und er kann mit einem guten Gefühl den Tag beginnen.

Von der dritten zur elften Stunde

Doch der Gutsbesitzer belässt es nicht dabei. Der Weinberg braucht mehr Arbeitskräfte. Und so geht er also auch noch später am Tag auf den Markt, um zu sehen, ob nicht noch Arbeiter zu finden wären: „*Um die dritte Stunde ging er wieder hinaus und sah andere auf dem Markt stehen, die keine Arbeit hatten.*“ (Mt 20, 3) Auch diese schickt er in seinen Weinberg. Doch nun sagt er nur noch: „*Ich werde euch geben, was recht ist*“ (Mt 20, 4). Diese später Angeworbenen gehen also im Vertrauen, sie können den Verdienst nicht berechnen. Sie wissen noch nicht, wie viel Lohn der Gutsbesitzer denen geben wird, die nur ein paar Stunden arbeiten werden. Das gilt auch für die, die der Gutsherr erst zur sechsten, zur neunten oder gar erst zur elften Stunde - also eine Stunde vor Arbeitsschluss - angeworben hat. Die Leute, die damals Jesus zugehört haben, konnten vielleicht noch ganz anders mitfühlen mit jenen Tagelöhnern, die auf Arbeit gewartet hatten, aber von niemandem angeworben wurden. Keine Arbeit bedeutet kein Geld, und das wieder bedeutet, kein Essen für sich selber und die ganze Familie. Es müssen also bange Stunden für jene gewesen sein, die erst um die elfte Stunde in den Weinberg geschickt wurden. Aber welchen Lohn konnten sie für diese kurze Arbeitszeit noch erwarten? Vielleicht einen Sesterzen oder ein paar Asse? Das sind Bruchteile eines Denars. Um satt zu werden, reicht das kaum, aber immerhin besser als nichts.

Die große Überraschung

Ein Denar sind sechzehn Asse. Das waren die Währungseinheiten dieser Zeit. Wenn der gerechte Lohn für einen Tag mit einem Denar gerechnet wird, dann ergibt das einen Stundenlohn von nicht einmal eineinhalb Assen. „*Ich werde euch geben, was recht ist*“, so hat es der Gutsbesitzer gesagt. Am Abend weist er den Verwalter an, den Lohn auszuzahlen, angefangen bei den letzten bis zu den ersten. Die erste Überraschung ist noch positiv und erfreut die Herzen aller: Auch die Familien jener, die erst zur letzten Stunde angeworben wurden, müssen nicht hungrig zu Bett gehen. Denn diese letzten bekommen einen vollen Tageslohn. Verstörend ist dann aber der weitere Verlauf der Geschichte, die Jesus hier erzählt: Auch jene, die zwölf Stunden gearbeitet haben, bekommen einen Denar, wie ausgemacht. Ist das gerecht, wie der Gutsbesitzer diese Arbeiter hier behandelt? Auch unsere Gefühle geraten durcheinander: Ja, ein Denar, das war der vereinbarte Lohn, alles ist in Ordnung. Und trotzdem widerspricht das Verhalten des Gutsbesitzers unseren Vorstellungen von Verdienstgerechtigkeit. Doch der Gutsbesitzer antwortet korrekt: „*Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will?*“ (Mt 20, 15). Es ist ein Gleichnis, mit dem Jesus den Jüngern etwas über das Himmelreich und über das Wesen Gottes erzählen will. Mit dieser Geschichte weist er auf die andere, größere Gerechtigkeit Gottes hin. Gott gibt den Menschen nicht, was sie verdienen, sondern was sie brauchen. Niemand muss vor Gott zum Händler werden, der sich den Himmel erkaufen muss. Gott schaut auf die Bedürftigkeit der Menschen und schenkt auch jenen, die nichts vorweisen können, das ewige Leben, wenn sie nur bereit sind, sich beschenken zu lassen. Und jeder, der sich über diese andere Gerechtigkeit Gottes nicht empört, sondern sich freuen kann, ist durch das Nadelöhr durchgeschlüpft und in Gottes Reich hineingegangen. P. Clemens